

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 79.

Sonntag, 4. April.

1915.

(9. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Auf dem Friedhof zu Gardby ruhte Peder Liedemann. Und die alten Binden blühten und verblühten, der Seesturm schrie, und Novembernebel lastete auf Meer, Küste und Stadt. Der Winter kam und ging. Veilchen blühten, und nach ihnen Rosen. Gleichmäßig still floß im Wechsel der Jahreszeiten das Leben der Gardbyer dahin.

Zwei Jahre und einen Sommer und Herbst schlummerte jetzt schon Peder Liedemann.

Die Saaltüren des „Hotels zum Weltmeer“ waren weit geöffnet. Die Honorationen, Eltern der Lateinschüler und Freitischgeber strömten hinein.

Man wußte, daß der jüngste Magister der Lateinschule, Dr. Hermann Witte, die Rede halten würde, an welche sich die Declamationen der Schüler anschließen sollten. Da man außerdem gehört hatte, daß der junge Lehrer aus einer alten Gelehrtenfamilie stammte und selbst ein hervorragender „Kopf“ sein sollte, daß einige ältere Lehrer der Lateinschule ihn mit scheuen Blicken betrachteten, so war man doppelt gespannt, was er den Gardbyern sagen werde.

„Verstehen wird man vielleicht ja nicht viel von dem gelehrten Zeug“, hatte Herr Wilmsen zu den Seinen gemeint, „Germanomanie — habe das Wort in meinem Leben nicht gehört. Aber wir können ja hingehen.“

Und nun saß Herr Wilmsen mit Frau und Tochter in einer der ersten Reihen und blickte zu dem Katheder hinauf, hinter dem ein langaufgeschossener Mann mit blondem Buschhaar, schmückgezirptem länglichen Antlitz und blitzenden Blauäugern rägte und frei auf seine Zuhörer hinabblickte.

Er begann mit Johannes v. Millers Worte: „Der Held voll Schönheit, Kraft und Bildung, wie der Jüngling, der Griech, ihn wollte, erscheint in Achill. Rauher sind, höher, härter, blutiger, Lauscher des kalten Nord gewaltige Söhne, kaledonische, skandinavische, nibelungische Krieger.“

Der Herr Konrektor saß mit spöttischem Lächeln da. Also nicht einmal einen Vortrag auf wissenschaftlicher Basis? Wortgelingel aus der Demagogien- und Teutonenschule der Zensurverschonner? In dem Jüngling hatte man einen wissenschaftlichen Konkurrenten gewittert und hatte nur einen schwärmerischen Waffenstudenten vor sich?

Erst als Dr. Witte jetzt auf das klassische Altertum einging, über das Bewundernswerte, aber auch lächerlich Großprahlende der griechischen Herren sprach, zog der Herr Konrektor wieder die Brauen finster zusammen. Doch wissenschaftlich?

Von Odysseus und Aeneas ging der Redner auf die Helden der Edda und des Nibelungenliedes über.

Ob wissenschaftlich oder nicht — die Zuhörer waren angenehm überrascht, so verständlich und so fesselnd sprach der junge Mann da oben vor ihnen. Sprach von den germanischen Söldnern, welche den Römern die Schlachten schlugen, von den germanischen Stämmen,

die das morsche Weltreich in furchtbarem Anprall zertrümmerten. Er schilderte Ritter- und Bürgertum des Mittelalters, die traurige Zeit, da jede Einigkeit fehlte und die Hären Europas Deutschland zu ihrer Walstatt machten. Und dann die Versprengung der korsischen Ketten.

Hei, wie er da stand, der junge deutsche Schwärmer mit dem lockigen Blondhaar und den blizenden Blauäugern. Nachdem die alten germanischen Erbfehler, Uneinigkeit und Fremdenfurcht, Deutschland in tiefe Schmach gestoßen, sei plötzlich in Adel und Bürger, alt und jung das stolze echt deutsche Gefühl der Pflicht und Kraft erwacht und jeder habe so das Recht erworben, stolz zu sein auf die herrlichen Eigenschaften, welche im Deutschen schlummern.

„Aha, nun kommt die demagogische Schlussfolgerung“, dachte der Konrektor, dem der Vortrag des jungen Kollegen viel zu wenig Angriffspunkte geboten hatte.

Dr. Witte schloß. Einerseits habe der Deutsche die Pflicht, seine Erbfehler: Bank und lächerliche Bewunderung alles Ausländischen, möge es nun klassisch oder modern sein, zu bekämpfen, andererseits habe er allen Grund, auf die Arbeits-, Opfer- und Kampffreudigkeit der Deutschen, auf ihre Tat- wie Geisteserfolge ebenso stolz zu sein, wie es andere Völker manchmal ohne größere Berechtigung sind. Wenn man das Germanomanie schimpfen will, daß wir auf Kosten des Ausländischen und Fremden, des Griechischen, Lateinischen, Französischen mehr teutonische und die uns verwandte skandinavische Kultur und Sitte beachten und ehren, dann nur zu; es wird für uns Deutsche nichts Ehrenvolleres geben, als an Germanomanie zu leiden. —

Herr Wilmsen klopfte sich mit den Fingern der einen Hand ganz leise auf den anderen Handrücken, wie er es zu tun pflegte, wenn ihm etwas ganz besonders gefiel.

Gretchenmaulde sah wie im Traum da. Mehr als die Rede hatte sie der Redner selbst gefesselt. Diese freie, stolze, sichere Art. Wie jugendlich zuversichtlich die Augen blickten. Und wie männlich fest die Stirn, wenn er von Deutschlands traurigen Seiten sprach. Sie sah, daß jetzt einige Schüler — einer nach dem anderen vortraten, ihre mehr oder minder geschickte Verbeugung machten und deflamierten — Körner, Arndt, Kleist. Sie vernahm Worte, aber sie wußte nicht, was da deflamirt wurde. Sie sah das Gesicht, die lange Gestalt des jungen Mannes vor sich, sie dachte an ihn, sie — sie hatte ein selbstloses Gefühl in sich und wußte nicht, was es war.

Der Saal entkleerte sich allmählich.

Der Konrektor näherte sich der Gruppe von Kollegen, welche dem Redner gratulierend die Hand drückten, und sagte mit spöttischem Lächeln: „Na, Herr Kollega, jetzt werden wir unseren Sophokles wohl durch Körbeue ersetzen müssen, nicht wahr?“

„Nein, aber wäre Heinrich v. Kleist nicht geeignet?“ antwortete Dr. Witte.

Der andere würde ein wenig verlegen; er — wie vielleicht so mancher Konrektor der dreißiger Jahre — kannte v. Kleist gar nicht.

Als Herr Wilmsen mit Frau und Tochter aus dem Hotel trat, froh von Osten her schon die Abenddämmerung über die Stadt. Im Westen zog sich über dem Horizont noch ein bernsteingelber Strich hin, die ersten Sterne blitzen auf. Ein scharfer Nordwind blies durch die Straßen.

„Dum, in diesem Jahre können wir wohl auf weiße Weihnacht hoffen“, meint Frau Wilmsen, sich fester in Ihren schwarzen, mit weißem Pelz gerändertem Samtmantel hüllend.

„Ja, Schnee ist in der Luft“, antwortete ihr Mann, und nach kurzer Pause, „übrigens — der Dr. Witte gefällt mir, nicht wegen seiner deutschen Schwämmerien; wir gehören ja zu Dänemark, aber der ganze Kerl ist so frisch, als wenn er —“

„Als wenn er Kaufmann wäre“, fiel ihm seine Frau lachend ins Wort.

„Na ja. Was meinst du: wenn er während des Festes sich nicht von der Diligence durchrütteln lassen will, könnten wir ihn mal bitten.“

Grethenfraude ging klopsenden Herzens neben ihren Eltern her. Und als ihre Mutter jetzt bestimmt, ließ sie der Gedanke nicht los: er wird zu uns kommen — am Weihnachtstag.

Die Tage vor dem Christfest brachten den Angestellten im Wilmsenschen Geschäft viel Arbeit, erst gegen halbelf schlossen sie abends den Laden, mußten dann noch aufräumen und krochen um Mitternacht müde in Ihre Kammer.

Der älteste Lehrling, Henning Tiedemann, sah dem Fest mit größter Spannung entgegen. Unter dem Weihnachtsbaum pflegten die „dreijährigen“ Lehrlinge eine Bestätigung zu finden, daß sie zu Ostern aus der Lehre entlassen und Gehüse würden. Gleichzeitig aber lag dabei die Benachrichtigung, welchem seiner Geschäftsfreunde Herr Wilmsen den neugebackenen Gehilfen empfohlen habe.

Der Vorjährige war auf des Prinzipals Veranlassung in eine gute Stellung nach Hamburg gekommen. Nur den Lehrlingen, die sich nicht sehr ausgezeichnet hatten, riet Herr Wilmsen, noch ein Jahr mit mäßigem Gehalt bei ihm zu bleiben.

Henning Tiedemann war voll streitender Gefühle. Sein Ehrgeiz würde sehr verletzt werden, wenn er zum weniger tüchtigen Menschen gestempelt würde. Aber ihm graute auch wieder davor, sich an neue Verhältnisse gewöhnen zu müssen. Die tüchtigen Leute schickte der Prinzipal immer seinen Hamburger Freunden, aber die Elbstadt sollte so groß sein, viel Gesindel sollte so gleich den Kleinstädter erkennen, bestehlen und vielleicht sogar — in die Fleischs werfen, und verirren konnte man sich im Gewirr der vielen engen Straßen mit den hochgieblichen Häusern. Und dann — Henning mußte doch im Geschäft bleiben, in dem Geschäft, welches er selbst später —

Auch Grethenfraude erwartete voll Unruhe den heiligen Abend. Dr. Witte hatte die Einladung mit bestem Dank angenommen. (Fortsetzung folgt.)

.... In der Osternacht.

Von Margarete Richter.

Spät ist's, Liebster, und dieses Schweigen hält mich ein, durch das geöffnete Fenster dringt der würzige Hauch der frischen Nachluft und der Mond sendet sein mildes Licht zur Erde nieder. Der gedämpfte Strahl meiner kleinen, roten Ampel scheint auf diese Blätter, die Dir von dem, was diese Nacht mir eingab, erzählen sollen.

Du fragst, was Sentimentalität ist? Ja, Liebster, wer könnte das beschreiben! Wir sehen so oft ein Wort für ein Gefühl, das wir nicht erklären können und hoffen dann, daß das Wort oder die Stimme, die es begleitet, das hineinlegen möchte, was wir ihm nicht geben können. Sentimentalität! Welchen Himmel kann dieses Wort bedeuten, und welches grenzenlose Weh schließt es oft ein! Ich bin zu dem Schluss gekommen: Die Sentimentalität ist ein ideales Träumen von der Vergangenheit oder der Zukunft, von einem unerreichbaren Glück oder unnenbarem Leid, jedenfalls von etwas nur in der Idee bestehendem, das verhindert, daß man die Gegenwart bis zur Reige genießt und nutzt, und das zu einer Latenzfähigkeit führt, weil man vor lauter Gefühl das Leben vergibt. Der Werther ist das klassische Vorbild eines sentimentalischen Menschen, und wenn man dessen Wesen ganz versteht, seine Seele in ihrer tiefsten Menschlichkeit begreift, dann weiß man auch, was Sentimentalität ist.

Der Deutsche neigt ganz außerordentlich zu dieser Empfindsamkeit im Goetheischen Sinne. Wie könnte man es sich sonst erklären, daß er, mitten im lauten, lachenden Fest, plötzlich still und verträumt in die Ferne schaut, all das blühende Leben, alle Lust ringsumher vergibt und singt: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin?“ Und alle anderen werden von der gleichen Sehnsucht nach dem Ungrifffahrbaren, von demselben Weh um verschwundenes Glück, das sie vielleicht nie besessen haben, ergripped. Es ist, als ob ein höheres Wesen jeden mit seinem Bäuerstab berührte und ihn vom lärmenden Fest vor den Spiegel seiner eigenen Seele führt. Das ist die Stimmung, Liebster, etwas so Urdeutsches, daß selbst das Wort für dieses Gefühl nur in der deutschen Sprache zu finden ist, etwas so Hohes und Reines, daß alles Niedrige dagegen verstummen muß.

Doch, mein Freund, Du weißt, daß ich selbst sentimental bin. Wie sollte ich da das Wesen der Empfindsamkeit klar beurteilen können! Ich halte vielleicht noch für tiefes Gefühl, was andere schon lächerlich finden, denn welcher Mensch sieht seine Fehler in dem Maße ein, in dem sie vorhanden sind?

Vor allem aber eins: Da die Sentimentalität ohne Zweifel eine gewisse Schwäche ist, so ist sie auch ein Fehler, und man sollte sie mit aller Kraft zu bekämpfen suchen.

Doch, wozu schreibe ich all die unnützen Worte, während draußen die schöne Nacht den schöneren Morgen verblendet. Es ist ja Osternacht, Liebster! Die schlanken, schwankenden Bäume vor meinem Fenster neigen sich zueinander und ein Nauhen geht durch die zarten Blätter: „Auferstehung“. Leise plätschert der Bach im Silberschein des Mondes durch die Wiese. „Auferstehung“, murmeln die Wellen. Der leichte Wind trägt den Duft der Veilchen und Primeln zu mir her, in der Ferne singt eine Kerche im Traum. Still, Liebster, störe den Zauber der Nacht nicht, denn der Frühling geht durch die Natur und weckt die Erde. Hörst Du das Flüstern und Wispern? Das sind die Schneeglöckchen, die den nahenden Morgen verblenden. Sieh, der Mond verhüllt sein Antlitz, denn der kommende Tag schickt den fahlen Dämmerschein voraus, ein Vogel singt leise sein Lied, das erwachende Licht zu grüßen: „Auferstehung“.

Ja, Auferstehung, Liebster. Die Osterglocken läuten, sie stimmen ein in den Hymnus der Natur vom neuen Leben. Was in Tod erstarb war, ist erstanden. Langsam weicht die Dämmerung, ein junger Tag zieht herauf und Osterglocken läuten ihn ein! —

Leb' wohl, Liebster!



Aus der Kriegszeit.

Ein wackerer Elsässer. Einen Beweis zäher Tapferkeit gab beim Sturme auf eine Ortschaft in Flandern im November der Reserveist Sutterlitti, gebürtig aus St. Kreuz im Lebertal (Elsach). Es gelang ihm, mit 7 Mann bis etwa zum zehnten Hause der Ortschaft zu gelangen. In diesem Hause wollte das wackere Häuslein eben einen französischen Hauptmann mit 12 Franzosen gefangen nehmen, als zur Hintertür Engländer hereinstürmten und den Nächste stehenden erstachten. Nur dem Reserveist Sutterlitti gelang es, zu seiner Kompanie zurückzulehren. Doch das Schicksal seiner Kameraden ließ ihm keine Ruhe. Mit Anbruch der Dunkelheit begab er sich allein nach dem Hause zurück und fand dort alle seine lieben Kameraden erstochen. Nachdem er

sich überzeugt hatte, daß seinem mehr zu helfen war, legte er sie nebeneinander und faltete jedem die Hände. Auf dem Rückwege zur Kompagnie gelang es ihm, einen Franzosen gesangen zu nehmen. Trotzdem Sutterlitti wußte, daß das Dorf vom Feinde besetzt war, wagte er sich noch ein drittesmal allein in den Ort, um für seine Truppe, die beim Sturm durstig geworden war, Wasser zu holen. Raum hatte er die Helferflaschen gefüllt, als von der rechten Flanke eine englische Schützenlinie herannahnte. Im Marsch-Marsch brachte er diese Meldung an seine Kompagnie zurück und konnte dadurch einen schlimmen Überraschung an sich verhüten; denn die Engländer versuchten unsere Truppen durch den Ruf: „Eigene Kameraden!“ „Eigene Patrouille!“ irreführen. Dank der Aufmerksamkeit und Schnelligkeit des Reservisten Sutterlitti gelang ihnen jedoch ihre betrügerische List nicht. Sie wurden mit lebhaftem Gewehrfeuer empfangen und mußten unter Zurücklassung einiger Verwundeter fliehen. Auch bei anderen Gelegenheiten hat sich der tapfere Reservist ausgezeichnet und sich dadurch das Eiserne Kreuz verdient.

Der Kampf der Franzosen gegen das R. Ein Spottvogel im Schützengraben ist der junge und geistreiche Pariser Schriftsteller Henry de Forges, der in Paris zu der literarischen Vorhut gehörte und in Künstlerkreisen wegen seines scharfen Witzes berühmt war und der nun in den Vogesen den harten Dienst an der Front mit Mut und Verwegenheit leistet. Von seinem guten Humor, den er auch unter so schwierigen Umständen nicht verloren hat, legt ein Vorschlag Beugnis ab, den er in diesen Tagen der Pariser Akademie mit all dem Ernst, der sich im Verkehr mit den gelehrten Körperstaat gebührt, eingebracht hat. Es handelt sich darum, daß aus dem französischen Alphabet der Buchstabe R ausgemerzt werde. In seiner Petition begründet Henry de Forges seinen Vorschlag also: „Der Buchstabe R ist in unserer Sprache völlig unnütz. Er hat den unbestreitbaren Fehler, in seiner Anwendung ein deutsches Erzeugnis zu sein. Ich erlaube mir daher, vorzuschlagen, daß er aus unserem Alphabet gestrichen und durch den Buchstaben C oder den Buchstaben Q ersetzt wird.“ Welche Aufnahme dieser Vorschlag bei der Akademie finden wird, kann niemand voraussehen. In den Pariser Künstlerkreisen fürchtet jedoch mancher, die Akademie könnte die Erwägungen darüber auffrischen, bis die mit der Durchsicht des Wörterbuches der französischen Sprache beauftragte Kommission zu dem umstrittenen Buchstaben R gelangt sein wird. Das würde heißen, daß das Schicksal des R — 200 bis 300 Jahre in der Schwebe sein wird....

Ein Stimmungsbild aus einer polnischen Kirche. Aus dem Feldpostbrief eines Lehrers an seine Schüler veröffentlicht die „Danz. Blg.“ folgendes schönes Stimmungsbild: Gestern marschierten wir 45 Kilometer weit und waren natürlich todmüde. Heute sollten wir die Russen fassen. Wir marschierten früh 6 Uhr los; es regnete und stürmte, daß wir kaum vorwärts kamen. Nach 15 Kilometer Marsch erreichten wir den Ort L. An der Kirche hielten wir und aßen Mittagbrot aus unseren Feldküchen. Dann gingen wir, weil es so regnete, in die Kirche (es war eine katholische). Wir legten uns auf den Fußboden und erzählten uns ganz leise etwas, viele Leute schliefen sofort ein. Ich erinnerte mich, daß ich Heute vor zwei Jahren um dieselbe Zeit in der Kirche war; es ist nämlich mein Hochzeitstag. Da ging ich zur Orgel und spielte den Choral „So nimm denn meine Hände“, der damals bei meiner Hochzeit auch gesungen wurde, und siehe da, die bärigen Männer da unten summten erst leise mit, immer lauter dann und schließlich sangen alle den schönen Choral mit. Dreieichen trachten die Schüsse — es wurde gesprengt —, wir achteten darauf nicht, so sehr waren wir von unserem Sang ergriffen. Das Lied war zu Ende, ein anderer Kamerad setzte sich auf die Orgelbank. Liebes Schweigen herrschte in dem heiligen Strome; alle erwarteten noch etwas hohes und Herzerhebendes. Da fing auch schon der Kamerad mit einem Vorspiel an, das immer leiser wurde und dann in das Lied „Ich hab mich ergeben“ überging. Da ging eine Bewegung durch das Gotteshaus, die tiefen Männerstimmen fielen ein und andächtig klang's: „Ich hab mich ergeben, mit Herz und mit Hand, dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches Vaterland“. Wie herrlich passte das für uns, die wir in wenigen Stunden in heiter Schlacht stehen konnten. Strophe für Strophe sangen wir mit wachsender Begeisterung, und als die letzte kam, da rückten wir uns hoch auf und aus vollem Herzen batzen wir Gott: „Doch Kraft mich erwerben, in Herz und in Hand, zu leben und zu sterben fürs heil'ge Vaterland!“ Raum war es verflungen, so hieß es: An die Gewehre! Da sahten wir noch einmal so fest unsere Waffe, da leuchtete jedes Auge, da hatten wir alle Kraft erworben in Herz und

in Hand, was Lümmel uns nun Sturm und Regen! Raschen Schrittes marschierten wir dem Feinde entgegen und jeder fühlte: wir werden siegen. Und wir haben gesiegt! Der Feind hielt solchen begeisterten Kämpfern gegenüber nicht stand.

Der lugelste General. Es ist eine alte Erfahrung, daß die Soldaten gern an das „Glück“ glauben, und dieses Vertrauen auf ihren Stern befähigt viele Kämpfer, auch den schwersten Gefahren mit vollkommener Ruhe entgegenzugehen. Dieser Glaube wird immer von neuem bestärkt durch merkwürdige Tatsachen, die ihm recht zu geben scheinen; es werden Fälle erzählt, in denen Leute auch aus den größten Gefahren hervorgehen, ohne daß sie das kleinste Mißgeschick gehabt hätten. In ausländischen Blättern wird z. B. die folgende Schilderung eines Offiziers vom französischen Generalstab wiedergegeben, deren Held ein anscheinend unverwundbarer General ist: „Ich hätte schon hundertmal getötet werden müssen. Im Augenblick der Mobilisierung befand ich mich bei einem Divisionsgeneral als Adjutant, den ich überall hin begleitete. Einige Tage nach der Kriegserklärung erhielt er die Nachricht von dem plötzlichen Tode seiner Frau, die er achtete. Er trug keinen großen Schmerz zur Schau, aber ich bemerkte sehr bald, wie tiefschwarz er niedergeschlagen war und wie er augenscheinlich den Beschuß gefaßt hatte, den Tod auf dem Schlachtfeld zu suchen. Tag für Tag führte er mich in das dichteste Schlachtfummel. Die Division kämpfte in jener Zeit an der Ostgrenze, und wir begaben uns immer in die vorderste Linie; während aber die Soldaten auf den Boden hingestreckt lagen und gegen den Feind schossen, blieben wir aufrecht stehen, um sie zu ermutigen. Eines Tages sind wir vier Stunden stehend im Maschinengewehrfeuer geblieben. Ich sagte mir unausgesetzt: in zehn Minuten, in fünf Minuten werde ich tot sein. Aber wir beide wurden von keinem Geschoss getroffen. An einem anderen Tage war nach einem eritterten Treffen, währenddessen wir zurückweichen mußten, eine unserer Batterien in einer „Panne“ zwischen den beiden Heeren zurückgeblieben. Ich schlug dem General vor, ich wollte gehen und sehen, ob es möglich wäre, sie zurückzubringen. Der General erklärte, er wolle mitkommen. Vergeblich suchte ich ihm begründlich zu machen, daß er hier nicht an seinem Posten wäre. Er antwortete mir heftig, daß er nicht von mir Befehle zu empfangen hätte, und so jagten wir beide zu Pferde los. Zunächst ging alles gut, wir gelangten ohne großes Hindernis an den Punkt, an dem sich die Batterie befand. Nur noch zwei Mann trafen wir dort an, einen Major und einen Soldaten, die unaufhörlich Gewehrschüsse abfeuerten, um den Feind zu der Überzeugung zu bringen, daß die Stellung noch besetzt wäre. So gelang es uns, wenn auch mit großer Mühe, die Geschütze in Sicherheit zurückzubringen. Wir überschritten darauf mehrere hundert Meter weit ein offenes Gelände zwischen den beiden feindlichen Linien. Wenn ich allein gewesen wäre, so wäre ich gerillt, so schnell ich konnte; aber der General bemerkte, daß die Kugeln auf unsere Truppen einen schlechten Eindruck machen würde, und so setzten wir unsern Weg im Schritt fort, wobei wir der deutschen Infanterie ein ausgezeichnetes Ziel boten. Ich habe niemals ein derartiges Gewehrfeuer wieder erlebt. Die Deutschen hatten uns sofort bemerkt, und die Kugeln pfiffen so dicht um uns herum, daß die Blätter von den Bäumen wie im Herbst auf die Straße herniederrieselten. Trotzdem wurden weder der General noch ich getroffen; auch unsere Pferde erhielten nicht die leiseste Schramme. Man wird verstehen, daß ich nach diesem Abenteuer mich über nichts mehr wunderte.“

Englischer Kriegsaberglaube. Die kleinen Antiquitätengeschäfte in London blühen und haben viele Kunden, die felsame Kleinigkeiten aller Art erstehen. Der Beweggrund für diese Ankäufe ist kein künstlerisches oder Sammlerinteresse, sondern Übergläubigkeit. Wie ein solcher Antiquitätenhändler erzählt, werden hauptsächlich Dinge verlangt, die eine tragische Geschichte haben. Schmied von belgischen Flüchtlingen, den diese unglücklichen reichlich anbieten, kaufen andere Leute aus Interesse an den Kriegereignissen, die damit in Verbindung stehen. Die besten Kunden aber sind Offiziere und Soldaten, die Amulette aller Art erstehen. „Ich hätte nicht gedacht, daß Soldaten so übergläubisch sind. Vielleicht kommt es von den vielen Automobilisten her, die ja schon immer Amulette bevorzugten. Kleine Bildchen, alte Kreuze und Anhänger, die eine Geschichte oder einen erotischen Ursprung haben müssen, werden bevorzugt. Überhaupt stehen Kriegserinnerungen hoch im Preise.“

Schach

Alle die Schachschecke betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden.

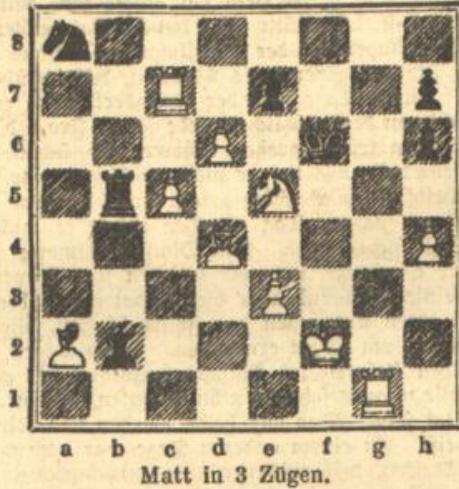
Redigiert von H. Diefenbach

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstrasse. Hauptspielabend: Samstags.

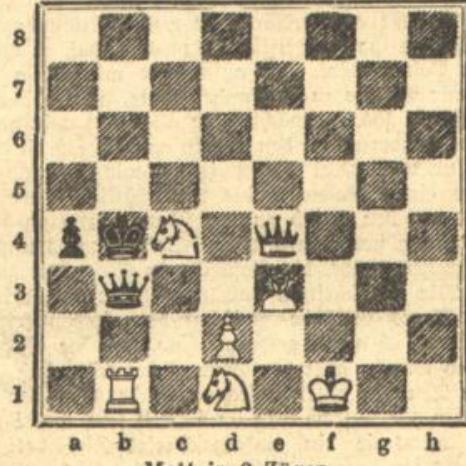
Wiesbaden, 4. April 1915.

Schach-Aufgaben.

Nr. 320. Theodor Bode (Wiesbaden).



Nr. 321. J. J. Rietveld (Maasbode).



Partie Nr. 118.

Die folgende Partie ward in einem Turnier des Schachklubs Nürnberg gespielt.

Dr. Tarrasch.	Ottenssoofer.	18. b2×c3	L b7-d5
1. d2-d4	d7-d5	19. L e6×f7†	L d5×f7
2. c2-c4	e7-e6	20. T f1-e1	S f6-d5
3. S b1-c3	c7-c5	21. a2-a4!	L e7-d6
4. S g1-f3	S b8-c6	22. a4×b5	a6×b5
5. L c1-f4	S g8-f6	23. D e2-d3	D d8-h4
6. e2-e3	L f8-e7	24. g2-g3	D h4-d8
7. L f1-d3	0-0	25. T d1-b1	S d5-c7
8. 0-0	c5×d4	26. T b1-a1	L f7-d5
9. e3×d4	d5×c4	27. T a1-a7	D d8-d7
10. L d3×c4	S c6-b4	28. L d2-f4	L d6×f4
11. D d1-e2	a7-a6	29. g3×f4	T c8-f8
12. T a1-d1	b7-b5	30. f4-f5!	T f8×f5
13. L c4-b3	L c8-b7	31. D d3-g3	D d7-d8
14. S f3-e5	T a8-c8	32. D g3×c7	T f5-g5†
15. S e5×f7!	T f8×f7	33. K g1-f1	L d5-c4†
16. L b3×e6	S b4-d5	34. T e1-e2	D d8-e8?
17. L f4-d2	S d5×c3	35. D c7×c4†	Aufgegeben.

Auflösungen:

Die Aufgabe 315 ist leider nebenlösig. Die vorgesehene Lösung ist 1. Sc4. Es geht aber auch: 1. Se3 und 1. Sb6.

Nr. 316 (3 Züge). 1. Dh7, Kd4 2. Dh6; 1..., Sf3 2. Sf×d7†; 1..., Lf5 2. Dc7†; 1..., Lb5 2. Dg7†, auch De7†; 1..., d4 2. De4†; 1..., w 2. Sd3†).

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M. und J. K., zu Nr. 315 auch Wdw., Paul Zimmermann und Bdr., sämtlich in Wiesbaden.

Briefkasten.

C. E. B. Bei der Aufgabe 313 folgt auf 2... Kf3, 3. Dg4# und auf 2... Le6, 3. Df5#. Bei 314 scheitert 1. Lx d2 an 1... Kd5, 2. w Ke5. — M. D. Siehe vorstehende Antwort zu Nr. 314. — Verschiedene Löser. Bei Nr. 316 scheitert 1. Dc3† an 1... d5-d4 und 1. Dd3 an 1... Kd6. — T. B. Nr. 3 ist korrekt und wird ebenfalls gebracht. Nr. 4 bedarf einer Korrektur. Auf 2. Tf5† Kx e4 geht auch 3. Tf4#, u. auf 1... Kd6 geht auch 2. Db8† Ke7; 3. Dd8 oder f8. Eine gute Aufgabe soll wenigstens im 2. Zuge von Weiß nicht verschiedene Möglichkeiten bieten. Vielleicht sehen Sie sich das Problem noch einmal an. Nr. 5 ist nebenlösig durch 1. Td4†. — Kampfahne. Selbstverständlich waren Sie im Recht. Wer das Spiel hinwirft hat auf jeden Fall verloren, da rettet ihn auch ein Irrtum nicht.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Welt, Birne, Torf, Stiel, Linde, Haus, Zelt, Wahl, Stirn, Rebe, Nagel, Wille, Bonn, Anker, Bund, Falte, Zunge, Mars, Gang.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstabens an beliebiger Stelle ein anderes bekanntes Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben eine interessante Meldung vom westlichen Kriegsschauplatz ergeben.

Osterrätsel.

Im Osterglanze liegt die Welt,
Daheim erklingen die Glocken heute,
Doch unsere Tapferen draußen im Feld
Hören ein anderes Ostergeläute.

Haubitzendonner, Granatengenzisch
Und Kugelpfeifen und Schwerterklirren!
Das gibt ein wundersam Gemisch!
Da gilt's die Lösung zu entwirren.

Auch hier das Evangelium,
Wird's auch gepredigt mit eisernen Zungen:
Es weckte unser Volk und drum
Hat's frühlingsstark den Feind bezwungen.

Die Helden verklär't, die im Felde der Ehr'
Beim blut'gen Waffentanze blieben.
Die heilige, selige Ostermar
Trägt Trost daheim in die Herzen der Lieben.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 147.

Bilderrätsel: Husarenstreiche. — Ergänzungsrätsel: Trost, Erna, Gesims, Schürze, Katze, Wango, Rade, Abend (Ostern im Schützengraben). — Füllrätsel: Rom, Mosel, Aster, Liebo, Birke, Gnu (Ostern). — Scherzrätsel: Geld, Geduld.

Unterhaltende Blätter

Halbmonatliche Freizeitung
des Wiesbadener Tagblatts

15. Jahrgang 1915. Nr. 7.



Ar. 7.

Der Abfall vom Feinde.

Erzählung von Arthur Babillotte.

(Nachdruck verboten.)



ichel, schwör mir, daß du mir hilfst! Da, ich fahr dir mit allen zehn Fingern ins Gesicht, wenn du nett willst! Ich bring dich um, Michel, soll ich dir gesagt sein!"

Keuchend reckte sich das Mädchen vor dem hüftenschiefen Waldarbeiter. Ein paar große, schwarze, wildsprühende Augen brannten ihm auf der rauhbraunen Haut des harten Arbeitergesichts. Lisettes Hörner hatten sich gelöst; ungebärdig flatterte jetzt das dicke Dunkelhaar im sausenden Wind der Höhe. Die Sonne sank über den Bergkamm nach Frankreich hinüber.

Aus dem Tal klang das Pfeifen einer Lokomotive. Die Vögel hingen schon schlaftrunken in den Zweigen.

„Läß mich in Ruh', Lisette!“ schrie er wütend. „Du wirst meine Frau und wohnst bei mir drunter im Städtel, und am Sonntag kannst meinewegen näher ins Frankreich, für deine Freundschaft zu besuchen . . . : Aber sonst bist mein und gehörst zu den Deutschen . . .“

Da grub sich eine unendlich gehässige Verachtung um die Mundwinkel des Mädchens. Lisette hob beide Fäuste, daß sie braun in dem zarten Goldschein des Abends schillerten.

„Horch, Michel!“, flüsterte sie, ihn zu sich hinreichend, daß er ihren heißen Atem auf der stoppligen Wange spürte, „den Vater selig haben sie mir zufammengeschossen jellmals vor Gravelotte. Und mein Heimathaus haben sie verbrannt.“

Michel unterbrach sie. „Lisette“, sagte er, „du bist mir versprochen. Zwischen deiner Mutter und meiner ist alles en régle, du hast mich lieb, wie ich dich, war geht uns alles andere an!“

„Ah!“ Sie flammt auf. „Dort drüber, siehst du die Schlucht? Dort kommen heut nacht noch die Franzosen her, und vor als der Morgen tagt, sind sie aus den Bergen drauf im Elsah . . .“

„Das ist Falschheit!“ schrie Michel.

„Das ist Gescheitheit!“ trumpfte das Mädchen auf. „Mein Onkel Eustache Fanfaron ist auch dabei. Er hat dich gern, Michel, und er will dich mitnehmen. Du kennst Weg und Steg im Tal und hast ein paar Augen wie ein Euchs. Du sollst sie führen . . .“

„Und ich will net! Und ich will net!“ schrie Michel Weisenhanner eigensinnig, indem er sich die Ohren zuhielt.

Aber das Mädchen riß ihm die Hände herunter und blies ihm ihre Verachtung in die Ohren: „Weil du ein Feigling bist, einer, wo alleweil hintendran bleibt und sich versteckt! Geh, ich will nix von so einem Menschen wissen, ich hab' nur einen lieb, wo etwas für mich zu wagen traut.“

Sie ließ den verblüfften und eingeschüchterten Geliebten auf der schmalen Waldwiese stehen und verschwand im Dunkel des Hochwaldes. Michel Weisenhanner stampfte wütend und beschämmt zu seinen Kameraden zurück.

Er schlenderte mit schwerem Herzen durch den rauschenden Bergwald. Er beklagte es bei sich, daß er verwachsen war und verwünschte die Hebamme, die ihn als dreitägigen Kneches*) zu Boden hatte fallen lassen, daß ihm die Hüfte verbogen wurde; und dann wieder fägte ihn eine nagende Verwunderung, warum er auf einmal verzagt sei, da es doch all die Jahre her gut und ehrlich mit ihm gegangen war . . . Er hatte Tag um Tag seine Waldarbeit verrichtet, daß der Förster nie mit ihm schelten mußte. Tren hatte er sich und die alte Mutter ernährt trotz der schiefen Hüfte. Jetzt aber . . .

Nom de Dieu! Die Franzosen kamen! Lisette hatte es gesagt, und nie noch hatte er von ihr ein unwahres Wort vernommen . . . Die Franzosen waren unterwegs, um in den Frieden des stillen Talstädtchens zu brechen. Eine große Angst erfaßte ihn; kaum konnte er den Drang hinabwürgen, laut aufheulend das fürchterliche herauszuschreien. Er begann zu laufen, was ihn die Füße trugen, durch Geestrupp und Steingeröll, jäh talab, eine schmale Schneise entlang. Er flüchte während dieser wilden Flucht seiner Liebe zu Lisette, der ungebärdigen Kolonelstochter, die ihn mit ihren großen saugenden Augen und der wilden Zärtlichkeit ihres Körpers berauscht und verhext hatte. Er schimpfte im vollsten Laufe kurzatmig vor sich hin: „Warum hab' ich die finden müssen! Wär' ich Dolle**, doch jellmals net auf die Kib in Sankt Dié, so wär' mir das Maidle vielleicht nie unter die Augen kommen! Jetzt häng' ich fest und komm' nimmer los. Ich möcht auch nur wissen, warum es an mir seinen Narren gefressen hat, ich bin doch so ein wüschter Kaib . . .! Ich versteh's net, heilige Maria, ich versteh's halt net!“

So schimpfend und flagend geriet er plötzlich aus dem dichten Unterholz auf die breite Fahrstraße, die in mächtigen Windungen zur Sankt Didier Höhe und jenseits hinab nach Frankreich führt. Da sah er über sich einen Trupp Franzosen, der gerade um die Ecke bog. Eine Klarinette wimmerte. Die roten Hosen leuchteten herausfordernd in der anbrechenden Nacht. Da lief Michel Weisenhanner Hals über Kopf; er lief und lief, bis er atemlos, schwer keuchend, in der Hauptstraße des Städtelins stand, und hier nun schrie er seine Not heraus, heiser, mit krampfhaft aufgerichteter Stimme, daß ihm fast die Stimmbänder rissen: „Die Franzosen kommen! Die Franzosen kommen! Firio!“ — Dann sank er matt in die Knie. Ein paar Bürger schleppten

*) Kleinen Jungen.

**) Dummer Kerl.

ihn zwischen sich in die nahe Wirtschaft. Dort saßen Bauern und spielten friedlich ihr Sechsundsechzig. „Er hat eine Kist!“*) lachten sie, als sie die Botschaft erfuhren. Niemand wollte ihm glauben, was er mit eignen Augen gesehen hatte. Man wußte ja, wie die Waldbarbeiter bestehen können, wenn der böse Geist einmal über sie kommt.

Nun aber kam der böse Geist über die Bürger und Bauern selber. Da zog es heran mit Tirili und Bumdara, in klappendem Schritt und Tritt, verwitterte Gesichter, braun gebrannt, die Uniformen schlaff und lässig um die Leiber. Keine Stimme aber erhob sich zu einem Hochruf für die Franzosen. In düsterem Schweigen standen die Talbürger, ließen mit zusammengekniffenen Lippen die Welschen vorüberziehen . . . Mit im Sac geballten Fäusten duldeten sie, daß ihnen die Häuser besetzt wurden und daß hungrige Mäuler über ihre Vorräte gerieten . . .

Den Michel im Wirtshaus aber nahm ein Trüpplein Rothosen in die Mitte. Da saß er nun, ein guter, ehrlicher Elsäßer, der bei einem deutschen Förster in Diensten stand, und schielte verstohlen nach dem Kaiserbild über dem harten Lederkanapee neben dem Büfett, und es ging ihm der Wunsch vom Herzen, der da, dieser starke treue Kaiser, möge ihnen hier im Tale helfen, die Rothosen zum Teufel zu jagen . . .

Der Caporal**) Eustache Fanfaron, Lisettes Onkel, nahm ihn am Arm und führte ihn beiseite.

„Lisette ist dein, Bruder“, lachte Eustache Fanfaron, „schlag ein, hilf uns, führe uns auf sichern Wegen an den Feind. Schlag ein, es geht um Lisette! Weigerst du dich,“ seine Augen wurden dunkel und drohend, „so ist sie dir für immer verloren, und eine gute französische Kugel weiß dich zu finden. Überleg dir's!“

Er trat von ihm fort und ließ ihn in wilden Zwiespältigkeiten der Seele stehen. Michel blickte sich aus verwirrten Augen um und taumelte schwer gegen die offene Tür. Einer der Soldaten hielt ihn schreiend am Arm fest und zwang ihm ein großes Glas Rotwein an die Lippen. Er mußte es mit einem Zug leeren. Eine Lähmung zog ihm das Gehirn zusammen. Willenlos sank er neben dem Infanteristen auf die hölzerne Bank; willenlos trank er Glas nach Glas, bis sich die Stube vor ihm drehte. Er sah, wie ein wild brüllender Soldat das Bild des Kaisers mit dem Bajonett zerstörte. Aufschreiend wollte er sich auf den Vermessenen stürzen, aber die Beine hingen ihm schlaff unter dem Leib. Da zupfte ihn jemand am Arm; aufblickend gewahrte er Lisette, die ihm lieblich zulächelte. „Komm 'naus“, murmelte er heiser, „ich hab' mit dir zu reden . . .“

Sie folgte ihm, lachend rechts und links die scherhaftesten Anrufe der Soldaten erwidern. Draußen wartete eine Hochsommernacht auf sie; die Straßen lagen still und öde.

„Ich hab' dich so lieb, Lisette, so arg lieb!“ weinte Michel Weisenthanner, als sie nebeneinander im Schatten der Häuserzeile bergan wanderten. „Und du hast mir's doch versprochen, daß du meine Frau werden willst . . .“

Lisette lächelte ihm in dem halbhellen Dämmern der Nacht lieblich in das verstörte Gesicht und schlang einen Arm um seinen Leib und schmiegte die weiche Wange an seine Schulter. „So arg lieb hab' ich dich, Michel. Und deine Frau will ich sein, so wahr, als es einen Herrgott gibt . . . Aber du mußt mir zeigen, daß du etwas Großes für mich tun kannst . . .“

Er ließ das Kinn auf die Brust sinken.

„Ich kann doch nett, Lisette“, murmelte er noch einmal.

Sie nahm in fest um den Leib und führte ihn in das Wirtshaus zurück. Triumphierend genoß sie ihre Macht über ihn. „Komm“, redete sie ihm zu, wie man einem schlaftrunkenen Kinde zuredet, „jetzt geben wir wieder hinein, und du legst dich noch ein bissel aufs Kanapee und

schläfst einmal herum, daß du in der Nacht wieder bei Kräften bist, wenn wir dich brauchen . . .“

„Ich geh' ja auch mit“, schloß sie verheizungsvoll und küßte ihn auf den Mund. Er folgte ihr mit schweren, schleppenden Schritten.

Der Caporal empfing Michel mit einem lärmenden Wortschwall, begrüßte ihn, bevor er ein Wort verlauten lassen konnte, als einen der ihren, und gab ihm kund, daß er in der dritten Morgenstunde die Franzosen ostwärts dem Ausgang des Tales entgegenführten solle, derart, daß man so nahe wie möglich an die Prussiens herankomme . . .

Michel Weisenthanner trank tüchtig und gab sich das Wesen eines lustigen und Gott und die Welt nicht fürchtenden Schwadroneurs. Er fand Gefallen bei den Welschen und kam in ein gutes, fast herzliches Verhältnis zu ihnen.

„Lisette ist dir sicher, Bruderherz!“ lachte ihn der Caporal an. „Solch einem braven Jungen gibt ein Onkel seine Nichte gern. Ihr könnt dann hier im Elsaß bleiben oder auch zu mir hinüber ziehen . . . Das bleibt sich ja gleich, in Frankreich seid ihr auf jeden Fall.“

Der Morgen trat fühl in die Erscheinung; auf den Wiesen lag dichter Tau. Lautlos, Mann hinter Mann, schlichen die Franzosen am Bergbaum entlang, zwischen Gestüpp und Gewucher wilden Buschwerks. An ihrer Spitze Michel Weisenthanner und Lisette, die sich an den Händen hielten. Das Fieber des Ungewöhnlichen war in dem jungen Burschen angefacht.

Fahl lag drüben im Badischen ein Streifen des neuen Tages am Horizont. Zwei Stunden lang wanderten sie lautlos. Einmal hoppelte ein Hase geängstigt quer übers Feld, das sich breit in der verflachenden Talsenkung hinzog. Der Morgenwind blies Michel Weisenthanner die letzten Verwüstungen des Weines aus dem Kopf. Lisette ging dicht neben ihm; sie hatte ihren Arm in seinen Arm geschoben und er hatte plötzlich, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, woher es kam, das feindselige Gefühl, als misstrauie sie ihm, als halte sie ihn fest, daß er nicht entlaufen könne . . .

Und während sie nun so schweigend durch den anbrechenden Tag wanderten, geriet Michel Weisenthanner mit mancherlei Gefühlen und Gedanken in Streit. Vor allem machte ihm der eine viel zu schaffen, wie es geschehen konnte, daß er, der verwachsene stille Waldbarbeiter, nun hier dahinzog, mit verräterischen Absichten hinter der Stirn. Er war zeit seines Lebens ein ehrlicher Kerl; nun wollten sie ihn zum Verräter machen . . .

Ein Weib, eine Hege wollte ihn zum Verräter machen! So oder so, nach Deutschland hinüber oder nach Frankreich hinüber: er war ein Verräter, wenn er weiter vor dieser Bande Franzosen herließ . . . Nom de Dieu! Unwillkürlich ballte er eine Faust und warf sie vor sich in die Luft, daß Lisette erschrocken nach seinem Arm griff . . .

„Was hast denn, Michel?“ fragte sie flüsternd.

„Nix!“ entgegnete er unwirsch, sie abschüttelnd. „Ich hab' nur eine Wut, daß ich da mit dir herumlauf . . .!“

„Michel?“ Sie starrte ihn verwundert an. Ihr Gesicht war bleich in der Fahlheit der Morgendämmerung.

„Jo“, sagte er grob (die elsässische Offenheit und Rauflust war in ihm geweckt und gereizt), „und daß du's nur weißt: am liebsten wär' mir's, wenn ich dich überhaupt niemals gesehen hätt!“

Das fuhr ihr nun doch schmerhaft in die gute Laune. Sie krampfte ihren Finger in seinen Arm und zischte ihn an: „Sagst das noch einmal, Michel? Zurück nimmst das, sollt glaub nur! O du Dolle, ein anderer wär froh, wenn er mich haben könnt, und du tappst blind und dumm an mir vorbei!“

Sie hätte noch ein Weiteres von seinen Schwächen und Torheiten berichtet, wenn er ihr nicht zornmütig übers Wort geraten wäre. „Bleib doch still! Wenn ich mir's jetzt recht überleg, und je mehr ich mir's überleg: 's hat

*) Rausch.

**) Unteroffizier.

mir schon mancher gesagt, dich möcht er net' zur Frau, du bist bös und herrschsüchtig, und man bekommt kein gutes Leben bei dir . . . Ich hab's nie geglaubt, aber gestern abend im Wald, da hab' ich auf einmal Angst vor dir bekommen . . .

„s geht doch um die Heimat!“ flüsterte sie eindringlich an seinem Ohr, sich eng an ihn schmiegender, mit katzenhafter Zärtlichkeit.

Nom de Dieu! Ein Weiberknacht war er gewesen, einer, der einem hübschen Fräschchen am Fürtuch hing! Da ballte Michel Weisenthanner zwei Fäuste in den Morgen hinein und stieß das Mädchen von sich und brach aufheulend in die Knie. Er schämte sich tief in die Erde hinein. Und was sich in ihm im halben Weinrausch gebildet hatte, der Gedanke, List mit List zu überwinden, das wurde jetzt zu einer großen strahlenden Bereitschaft . . . Und sein erster Wunsch war, aufzuspringen und davon zu laufen, den Soldaten seines Vaterlandes die Warnung zu bringen . . . Dann aber war doch die Schlaubheit in ihm am Werke, die da sagte, es müsse mit List und Glattheit mehr zu erreichen sein denn mit Trost und Gepolter.

So hob sich denn Michel Weisenthanner von den Knien, während in ihm der Abfall von den Feinden endgültig vor sich ging, und gesellte sich wieder neben Lisette, die mit großen Augen und völlig verständnislos bei diesem närrischen Gebaren wartete, und sagte, sie möchten nun weitergehen.

„Sei mir net bös, Lisette“, sagte er scheinheilig zerknirscht, „ich bin jetzt wieder vernünftig.“

Hinter sich hörten sie die näherkommenden Schritte der Soldaten. Als Michel sich umdrehte, sah er ihre Bajonetten glitzern. Aus dem Unterholz tauchte hier und dort der Felsen einer roten Rose.

Sie nahmen den letzten Hügel vor der Ebene. Da lag das freie Land vor ihnen, grau noch, aber tiefatmend in der Erwartung der Sonne. Da lag es friedlich, als gäbe es in der ganzen Welt keine Kanonen und Maschinengewehre, keine stürmende Kavallerie und keine tückische Kampfslust . . .

Da weinte Michel Weisenthanner; ihm, dem einfachen Waldarbeiter, kam beim Anblick der erwachenden Heimat wie eine Offenbarung die Gewissheit über die Seele, daß es mit diesem Lande so bleiben müsse, wie es war, und daß sie alle, alle, die da die weite Ebene und die Berge bewohnten, aufstehen müßten wie ein Mann, dem Deutschen Kaiser zu helfen . . .

Da machte er schnellere Schritte; es war ihm auch gewesen, als hätte er in einer kleinen Bodenwelle Helme blitzen gesehen . . . Plötzlich griff er Lisette am Arm und zeigte nach den blinkenden Kopfbedeckungen. „Jetzt gilt's aufzupassen!“ flüsterte er aufgereggt und ließ ein paar Schritte zurück und hob die Hand.

„Halt!“ Wie ein Feldherr stand er vor ihnen, kommandierte: „Alles legt sich auf den Boden. Ich sehe den Feind und will die günstigste Gelegenheit, über ihn herzufallen, auskundschaften!“

Da rauschte es durch die Reihen der Franzosen, die Gewehre flirrten leise, als sie sich eilfertig in das feuchte Moos gleiten ließen. „En avant!“ flüsterte Eustache Fanfaron, der irgendwo seitwärts neben seinem Trupplein lauerte.

„Komm“, sagte Michel Weisenthanner zu Lisette, und zu den Soldaten mit verhaltenem Hohn: „Au revoir, camarades!“

Dann umklammerte er Lisettes Arm und riß sie mit sich fort, flinkfüßig über ein schmales Straßlein in ein Wäldchen hinein, das die Ebene den Bergen entgegenschickte. Das Mädchen seufzte, wollte fragen . . . Da hielt er sie schon mit festen Armen umschlungen und rang sie zu Boden. „Schrei net! Ich kenn' jetzt nir mehr als meine Ehr und die Heimat!“ Blitzschnell schob er ihr sein zusammengeballtes Taschentuch in den Mund, den sie zum Reden öffnete, und band ihr mit Stricken, die er immer im Hosensaum bei sich trug, die Hände auf den Rücken und fesselte ihre Fußknöchel, daß sie sich nicht bewegen konnte. So ließ er sie liegen. „Es geschieht dir nir“, sagte er, bevor er sie verließ, „du mußt nur still sein und machen, was ich will. Jetzt bin ich der Meister.“

Lachend, von einer seltsamen Kraft und einem tapferen Willen zum Gerechten erfüllt, rannte er durch das Wäldchen, stand schwer atmend ein Weilchen auf offener Straße, suchte die Deutschen, fand sie und lief darauf zu. Ein harter Ausruf nagelte ihm die Sohlen an die Erde. Er hob die Hände zum Zeichen, daß er Gutes bringe. Ein Soldat mit vorgehaltenem Gewehr kam gegen ihn her.

Fünf Minuten später brausten die tapferen deutschen Jungen mit Hurra und Hallo den harrenden Franzosen über die Köpfe! Da half denn dem hohläufigen Caporal Eustache Fanfaron alles Fluchen und Wettern nichts, da half ihnen allen die hinterhältige List nichts, mit der sie den Feind überrumpeln wollten . . . Da galt es, Mann gegen Mann seine Tapferkeit zu zeigen. Und ehe die Sonne nach Frankreich hinübersank, gab's keinen Franzosen mehr im Markircher Tal.

Michel Weisenthanner aber stürmte hinter der brausenden Truppe her, seltsam gehoben und gehärtet. Er richtete alle seine Kraft auf den Feind; was sonst in seinem Leben war, sank stumm in ein tiefes Grab. Er dachte auch nicht mehr an Lisette, die ungebärdige, die ihn hatte fesseln wollen und die zum guten Ende er gefesselt hatte . . . Was bedeutete ein kleines, herrisches Mädchen in der großen, herrlichen Gewalt der Stürme, die sich aufgemacht hatten, die verdorbene Luft zu reinigen! Michel Weisenthanner stürmte hinter den Deutschen her und lach, wie sie mit feden Griffen ihren Willen gewannen. Und als es wieder still geworden war im Tal, da stand Michel Weisenthanner droben auf der Höhe des Berges und blickte mit leuchtenden Augen hinab auf die Heimat, die er hatte retten helfen, und betete aus seinem einfältig treuen Herzen heraus sein ehrliches Gebet: „Lieber Herrgott im Himmel, beschütz unser Elsaßland!“ und lach es net geschehen, daß es die Welschen wieder in die Finger bekommen!“

Loger.

Skizze aus einem ungarischen Dorfe von E. von Ratinszky.

(Nachdruck verboten.)

Logers gab nur zwei Dinge auf dieser Welt, die Lajos Loger liebte, nämlich seinen Säbel und seinen Hund Vido. Für beide hätte er sein Leben gelassen. Hätte man ihn vor die Wahl gestellt: „Wen willst du hergeben, den Säbel oder den Hund?“ so würde er ohne Besinnen geantwortet haben: „Keinen, wir drei gehören zusammen, Trennung wäre gleichbedeutend mit dem Tode. Vido ohne mich stirbt vor Sehnsucht nach mir, mein Säbel ohne mich wird von Rost zerfressen, und ich ohne die beiden — nun

darüber brauch' ich erst gar kein Wort zu verlieren — wer kann sich Loger ohne Säbel und ohne Vido denken?“

Loger bekleidete die ehrenvolle Stelle eines Kanzleidieners in einem kleinen ungarischen Dorfe, er war das Faktotum des dort lebenden Kreisnotars. Er trug amtliche Briefe auf die umliegenden Dörfer, und wer ihm auf solchen Geschäftswegen begegnete, dem zeigte er stets eine außerordentlich wichtige Miene, gerade als ob Ruhm und Reichtum von seinem Auftrage abhingen.

Vor Jahren hatte er bei den Husaren gedient, und aus der damaligen Glanzperiode hatte er sich einige Uniformstücke mit in sein späteres Leben gerettet. Diese Reliquien waren im Lauf der Jahre keineswegs schöner geworden. Dünn, speckig und unansehnlich hingen sie um Logers Körper, aber sie waren ganz, wenn auch unzählige Flicken eine sehr reizvolle Unterbrechung des Hosenbodens bildeten. Die schlanke, elastische Figur der Jugend hatte das Schicksal Loger gelassen, nur sein Gesicht sah arg verwittert aus. Wenn er den Mund öffnete, so sah man in eine dunkle Höhle, in der in stolzer Größe ein einsamer Zahn thronte. Mit diesem letzten der Mohikaner pflegte Loger eine harmlose Koketterie zu treiben. Er lächelte stets so, daß man gerade nur ein Bruchteil dieses Zahnes sehen konnte, und wer die Geheimnisse der Logerschen Mundhöhle nicht kannte, schloß unbedingt auf erheblich mehr Kauwerkzeuge als der Besitzer aufzuweisen hatte. Sehr vorteilhaft war für ihn übrigens auch der herabhängende Schnurrbart, der die Lücken sehr geschickt verbergen half.

Loger hatte immer zu tun. Auf der Kanzlei war er der allgemeine Liebling. Für die Frauen der Schreiber schnitzte er unsagbar schöne Kochlöffel oder Ständer, auf die die Frauen die leeren Milchrüge zum Trocknen aufzuhängen konnten. Wo in einem Hause solch ein Milchkrugständer zu sehen war, konnte man überzeugt sein, daß die Hausfrau in irgend einer freundlichen Beziehung zu Loger oder seinem Hunde Vido stand. Denn wer Vido etwas Liebes tat, dem war im Logers Herz ein Denkmal gesetzt, und die Revanche bestand immer in einem Kunsterzeugnis seiner fleißigen Hände.

Wenn er in seinem kleinen Gärtchen saß, hielt er lange tieffinnige Gespräche mit Vido und seinem Säbel. Vido bedeutete für ihn die Gegenwart, der Säbel war die Vergangenheit. Wenn er mit dem Hund sprach, so fing er seinen Satz gewöhnlich mit den Worten an: "Wie denkst du über dies oder das?" Bei dem Säbel aber hieß es: "Weißt du noch?"

Heute meinte es die Herbstsonne gar gut mit den drei Unzertrennlichen. "Geschenkte Tage", pflegte Loger zu sagen. Sie rieselte wohlig über Logers Rücken, sie warf ganze Strahlenbündel in den kleinen Garten. Der Säbel glänzte unternehmend, Vido blinzelte ein bißchen geärgert nach ihm hin. Er fand es anmaßend von dem Säbel, sich so bemerkbar zu machen. Loger schnitzte eifrig an einem Löffel, den er diesmal ganz raffiniert verzerte; oben auf den Stiel setzte er eine kleine Blume, das sollte eine besondere Aufmerksamkeit für die Frau des Kreisnotars bedeuten. Während er so arbeitete, warf er hin und wieder Vido eine Frage zu:

"Was glaubst du, alter Freund, wird sich die gnädige Frau über den Löffel freuen? — Natürlich, meinst du? Ich bin auch davon überzeugt. Nächste Woche hat sie ihren Namenstag, du weißt doch, am 15. Oktober? Da gibt es für mich einen Zwetschgenschnaps und für dich ein paar zarte Knöchelchen — — na und für dich, treuer Säbelfreund, hat sie dann stets einen neuen Wollappan, mit dem ich dich putzen kann. Ja, ja, sie ist eine gute Frau, — sie hat ein Herz für Mensch und Tier. Ich werde ihr drei Löffel schnitzen — wie denkst du darüber, Vido?"

Vido war einverstanden, und er gab seine Einwilligung zu erkennen, indem er lebhaft mit dem Schwanz wedelte.

Loger war fertig mit dem blumengezierten Löffel. Stolz hielt er ihn in die Höhe. "Nun, was sagt ihr dazu? Ich werde die andern Löffel auch an den Stielen verzieren. — Ich habe eine köstliche Idee! Auf einen Löffel werde ich Vidos Kopf schnitzen, auf den andern den Säbelgriff! Weißt du noch?", wandte er sich an den Säbel, "wie wir einmal in der Küche des Generals Malonyay zu Abend aßen? Hast du auch nur einen einzigen so schönen Löffel gesehen? Glaubst du, daß auch nur eine unserer Generalsfrauen einen so schönen Kochlöffel besitzt?" Der Säbel schwor Loger zu, daß er dies für ganz ausgeschlossen halte. Befriedigt machte sich Loger wieder über seine Arbeit her.

Doch nun wälzten sich Gedanken hinter seiner Stirn, die er ganz allein verarbeiten mußte. Er hatte eine große Sorge, sie betraf die Köchin des Doktors. Diese Jungfrau hatte gut und gern ihre 50 Lenze erlebt, man konnte sie also als eine etwas überreife Frucht bezeichnen. Vor 30 Jahren war sie zweifellos sehr begehrswert gewesen. Jetzt konnte sie nur noch durch ihre Kochkünste reizen. So ein gefülltes Kraut oder gar Paprikahänel wie bei Doktors gab es sonst nirgendwo.

Wenn sich Mariska damit begnügt hätte, des Kanzleidieners Magenfreundin zu sein, dann wäre alles in schönster Harmonie verlaufen, aber nein, Mariska verfolgte höhere Ziele; sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, Logers Frau zu werden, und dagegen sträubte er sich energisch. Das wäre ihm als ein Treubruch gegen seine beiden alten Freunde erschienen, außerdem fehlte ihm auch entschieden die Begeisterung zu dieser Ehe.

Aber Mariska war zähe; sie gab die Hoffnung, daß sie ihr Ziel doch noch erreichen würde, nicht so ohne weiteres auf.

Während Loger mit allen Kräften von ihr wegstrebte, daß sie in ihrer blitzblanken Küche und grübelte über daselbe Problem. Da fiel ein Sonnenstrahl gerade auf ihren Lieblingsteller, der zum Schmuck an der Wand hing. Ein sehr kühner Husar war darauf gemalt, und darunter stand der sinnige Spruch: "In meinem Zimmer ruht der Ofen, in meinem Herzen ruh' st nur du." Wahrhaftig, das stimmte beides! Wenn nur der Mann ihrer Leidenschaft sich nicht so ablehnend gegen sie verhalten hätte, wie schön und glücklich hätte ihre Zukunft werden können. An all dem Jammer war allein der Vido schuld. An diesem dummen Tier hing der Mann mit einer Tärtlichkeit, die ihn blind und taub gegen alle weiblichen Reize mache. Wegen so einer Kreatur sollten ihre Wünsche nicht in Erfüllung gehen? Und plötzlich kam Ordnung in die Wirknis von bösen Gedanken, die sich in Mariskas Hirn stritten. Es entstand ein Plan, der ohne große Schwierigkeit auszuführen war. Vido mußte auf die Seite geschafft werden. Während der Kanzleidienner die Zimmer in Ordnung brachte, lag der Hund gewöhnlich auf der Schwelle und wartete auf die Rückkehr seines Herrn. — Diese Stunde wollte Mariska benutzen. Vido kannte sie, und wenn sie ihn mit einigen Leckerbissen lockte, würde er ihr sicherlich folgen. Sie wollte ihn nicht töten — nein —, aber einige Wochen konnte er im Keller eingesperrt leben, das würde ihm weiter nicht schaden, und Logers Herz, so plötzlich des Gegenstandes seiner Zuneigung beraubt, würde sich gewiß ihr zuwenden. Mariskas Gesicht glühte vor Eifer und Tatendrang.

Am anderen Tag hatte sie auch wirklich das Glück, den Hund zu finden. Mit schmeichelhaften Worten und prachtvollen Bratenresten ging sie auf ihr Opfer los. Vido lief ihr sogar entgegen und sprang vergnügt an ihr in die Höhe. "Komm nur, mein Hundchen, komm nur mit mir, ich hab' noch eine Überraschung für dich." So plauderte sie mit dem ahnungslosen Tier, und dann hatte sie es bald so weit, daß es mit ihr im Hause verschwand.

Loger hatte unterdessen seine Arbeiten beendet. Nun trat er vor die Tür, pfiff leise nach Vido, und als der Hund nicht sofort kam, rief er nach ihm. Kein Vido war zu sehen. Er wird schon nach Hause gelaufen sein, dachte Loger ohne jedes Misstrauen. Langsam trat er seinen Heimweg an. Es war ihm unbehaglich, so allein zu gehen. Seinen Weg genossen möchte er nicht missen, er war gewohnt, ihn immer um seine Meinung zu befragen. Da drüben schritt zum Beispiel die Bäckersfrau, sie trug ein neues gressrotes Tuch um den Kopf. Loger wollte gerade Vido darüber interpellieren, ob er es billige, daß sich eine Frau von 50 Jahren noch so putze; da fiel ihm ein, daß Vido ja nicht neben ihm hertrabe. Dem Säbel fehlte für solche Dinge das nötige Verständnis; der war nur in Uniformen kompetent. So mußte Loger sich allein entscheiden, ob die Bäckersfrau recht daran tat, sich so herausfordernd zu schmücken.



Sehnsucht. Nach dem Gemälde von Gabriel Max.

Loger war schon ein bisschen ärgerlich. Wie kam Vido dazu, von seinem Platze wegzulaufen? Was waren das für neue Gesplogenheiten? Er würde ihm, daheim angefangt, gründlich den Text lesen. Als Loger indessen in seinen Garten trat, mußte er mit wachsender Unruhe feststellen, daß der Hund auch hier nicht aufzufinden war.

Wo konnte er denn nur sein?

Und nun begann eine qualvolle Zeit für Loger. Stundenlang rannte er umher und fragte jeden Menschen, dem er begegnete, nach seinem Hunde. Niemand hatte das Tier gesehen.

Sein Verdacht fiel auf die Zigeuner. Diese Bande! Wer konnte wissen, wo Vido jetzt war, vielleicht schon längst aufgefressen von den immer hungrigen Kerlen, die in der Nähe ihre Ansiedlung hatten. Loger faßte seinen Säbel fester; wenn er den Mörder entdeckte, wollte er seinen Freund blutig rächen.

Drei Tage waren vergangen. In tiefer Trauer hatte sich Loger in seine Behausung verkrochen. Er fühlte sich so elend wie nie zuvor in seinem Leben. Langsam flutete die Dämmerung in sein kleines Zimmer. Der Säbel lag neben ihm, er blinckte Loger zu und sprach ihm leise und eindringlich Mut ein. Aber Loger war in eine dichte Wolke von Unglück gehüllt, und Trost konnte ihm selbst der Säbel nicht spenden. Loger saß in der Dunkelheit wie der leibhaftige Jäger — plötzlich rannen zwei große Tropfen aus seinen Augen, blieben eine kleine Weile in der tiefen Mundfalte liegen, suchten sich dann einen Weg durch das Schnurrbartsgestrüpp und fielen auf Logers gefaltete Hände.

Ganz erschrocken fuhr er in die Höhe. Was denn? Heulen wie ein altes Weib? Tatenlos hier sitzen, ist das Treue? Auf und nach Vido gesucht! Er schnallte seinen Säbel um und schritt auf die Straße. Die Häuser mit ihren geschlossenen Augen sahen aus, als ob sie schliefen. Nichts

regte sich, es lag eine feierliche, beklommende Stille über dem ganzen Dorfe. Loger seufzte tief auf. Sein Herz hatte nur die eine Sehnsucht, Vido wiederzufinden. Nur noch einmal in die treuen Hundeäugen sehen, — nur noch einmal das Fell des Tieres streicheln! So quälend und heftig war dies Verlangen, daß Loger ganz laut den Namen des Tieres rief. Es blang ganz schauerlich — aber hörch, was war das? — hatte er nicht ein jämmerliches, klagendes Heulen gehört? „Vido“, rief Loger, seine Stimme schwoll an, als ob sich seine ganze Kraft in die Lungen gelegt hätte. Wahrhaftig, das Heulen des Tieres wurde deutlicher!

Erschrocken und hastig machten die Häuser ihre Augen auf. Was war denn passiert? Die Bewohner kamen aus den Türen heraus, sie umringten Loger und bestürmten ihn mit Fragen. Er konnte nicht sprechen, nur ein unartikuliertes Schluchzen drang aus seiner Kehle. Seine zitternden Hände deuteten nach einem Hause — dort — dort — Man stützte ihn und führte ihn vor des Doktors Wohnung. Immer deutlicher erklang das Heulen des Hundes — nun begriffen die Leute, was das alles zu bedeuten habe. Man ging der Stimme nach und fand den Hund im Keller. Überrascht kam das Tier herausgestürzt. Es hatte in all den Tagen kein Futter angenommen. Treue war stärker als List. Das war ein Wiedersehen! Vido sprang seinem Herrn bis an den Hals. Loger aber stammelte: „Gott sei Lob und Dank, daß ich dich wieder hab, mein alter, guter Kerl . . .“

Ganz erschüttert, im tiefsten Dunkel des Hofes, stand Mariska. Ach, wie sie sich schämte! Ihre Eifersucht schmolz dahin, wie der Schnee in der Märzsonne. Sie trat schluchzend vor Loger und beichtete ihre Missetat. Ohne Beschönigung gestand sie alles ein. Dann reichte sie Loger die Hand: „Kannst du mir verzeihen?“ Und Loger im Übermaß seines Glücks stieß die Worte hervor: „Ich werde dich sogar heiraten, — heiraten werde ich dich.“

Eine Nacht im Schützengraben.

Am 4. 11. 14 gedichtet vom Fahnenjunker, Gefreiter und Zugführer **Franz Beyer**.

Still ist's in unserm Dorf; wir tielen an,
Die draußen für uns wachten, abzulösen.
„Marsch!“ — Eine Schattenkette, Mann an Mann,
Schiebt vor sich wie ein geisterhaftes Wesen.
Durch Wiesen, Weidenbüschle führt der Weg,
Gedeckt von Feindesblicken, Feindeschüssen.
Das Bächlein vor uns überbrückt ein Steg.
Hinüber! — „Seht, der Boden aufgerissen,
Zerwühlt von Kugeln, die der Feind gesandt!“ —
Was bringt man dort? „Wir tragen einen Toten!
Er fiel beim letzten Sturm fürs Vaterland.“
Habt mehr Verluste Ihr gehabt?“ „Noch zwei!
Kopfschuß! Rächt sie!“ „Gewiß!“ Schon sind wir weiter.
Der Graben ist erreicht. Wir atmen frei;
Hier trifft kein Schuß. — „Heda, Gefreiter,
Daz keiner schiebt, wenn sich der Feind nicht zeigt.
Verlaßt die Deckung nicht! Die Köpfe runter!
Selbst wenn das Knallen drüben auch mal schwiegt,
Müßt acht Ihr geben! Munter, bleibt mir munter!“

Der Lieutenant gebietet es. Um Waldesrand
Steht brennend ein Gehöft in hellen Flammen
Und übergießt mit Glut das weite Land.
Mein Fernrohr zeigt mir unsrer Feinde Gräben,
Die, von des Brandes schwankem Licht erhellt,
Gespenstisch sich bald senken und bald heben.
Sonst liegt in tiefem Schweigen rings die Welt.
Dort regt sich etwas!“ flüstert's neben mir.
Ich schaue hin. „Ein herrenloser Hund
Schleicht, Nahrung suchend, wildernd durchs Revier.
Sonst ist kein Leben in dem weiten Rund.“ —
Der Morgen graut. Im Osten wird es hell.
Ich dichte jetzt, die Zeit mir zu vertreiben.
O Morgenrot, du neuen Lebens Quell,
Du gibst mir Licht, mein Stammeln aufzuschreiben.
Da taucht die Sonne schon mit Glutentbilden
So sieghaft kühn empor am Weltenrand.
Was wird der Tag, den du uns kündest, schicken?
Er schickte Sieg dem teuern Vaterland!

„Befreit!“

Skizze von **Bettina Lebrecht-Bergk**.

SDer Tanz hat wieder begonnen.“
„Lassen Sie uns doch hier bleiben! Es ist so frisch
und kühl im Wintergarten, es läßt sich so friedlich plaudern!“

„Ja — und ich bin auch müde“, sagte Frau Waldmüller, sich bequem zurücklehrend. „Erst jetzt fühle

ich es, wie müde ich bin, wie ungeeignet für ein fröhliches Fest.“

Hans Ehrhardt sah sie kopfschüttelnd an. „Es ist noch gar nicht spät.“

„Aber ich habe heute den ganzen Tag gearbeitet —“

(Nachdruck verboten.)

Heute, wie immer. Arme Frau! Arme Rola! Welche Existenz!"

Sie wurde sehr rot und ihre Stirn furchte sich leicht. „Wollen Sie mich bemitleiden?"

„Sagen Sie selbst, gnädige Frau," unterbrach er sie lebhaft, „ob dieses Leben Ihrer würdig ist?! Sie schön und jung, reich begabt, wie wenige Ihres Geschlechts, — Sie, eine Künstlerin —"

„Künstlerin?"

„Wenn Sie es nur gewollt hätten! Sie hätten es weit gebracht, sehr weit! Aber Sie haben es vorgezogen, mit zwanzig Jahren zu heiraten, Ihre Kunst an den Nagel zu hängen und — sich als brave Hausfrau von früh bis Abend zu plagen."

„Ich liebe meinen Mann."

„Das haben Sie bewiesen. Sie haben ihm alles geopfert, die Kunst und Ihr bequemes, pflichtenloses Dasein, Sie haben sich sogar von Ihrem reichen Onkel enterben lassen. Aber ist es darum minder wahr, daß Sie zu schade sind für dies Dahinwesken —"

„Erhardt, was wollen Sie von mir?"

„Ihnen die Augen öffnen. Oder vielmehr, Sie zwingen, sich einzustehen, was sich Ihnen gewiß schon oft insgeheim aufgedrängt hat — daß Sie so nicht weiterleben können, nicht dürfen! Wir sind uns selbst etwas schuldig — wir haben nicht das Recht, uns wegzuerufen, wenn die Natur uns mit hohen Gütern ausgestattet hat."

Sie legte ihre Hand bittend auf seinen Arm. „Schweigen Sie, Erhardt! Quälen Sie mich nicht! Ich habe mein Los selbst gewählt —"

„Und nun müssen Sie ausharren, bis das Glück an Ihr Fensterlein klopft — oder bis Sie alt und grau sind und sich zur ewigen Ruhe legen, ohne es je gekannt zu haben." Er sah ihr fest in die Augen. „Das können Sie nicht, Rola, das wollen Sie gar nicht! Sie sind zur Freiheit geboren und nicht zum Knechtschaft, zum geistigen Genießen und nicht zum Wirken am Küchenherd. Sie waren zu jung, um das zu begreifen, damals als ich es Ihnen zum ersten Male sagte, vor fünf Jahren. Aber heute haben Sie es verstanden. Heute haben Sie begriffen, daß Sie sich losmachen müssen — oder zu Grunde gehn."

Die junge Frau blickte finster zu Boden. „Ich sollte das nicht mitanhören. Erhardt, Sie nennen sich meinen Freund und säen Unfrieden —"

Er nahm ihre Hand in die seine und streichelte sie sanft. „Rola, liebe, kleine Rola! Wenn Sie wüßten — o wenn Sie wüßten, wie gut ich Ihnen bin! — Ich —" Er brach jäh ab — und dann nach einer kurzen Pause, in verändertem Ton: „Ich verreise nächstens", sagte er. „In sechs Wochen — ich gehe nach Rom."

„Nach Rom!" Ihre Lippen bewegten sich leise, als wollten sie noch mehr sagen. Sie schauteträumerisch vor sich hin, in die dunklen Palmen, die sie umgaben auf den kleinen plätschernden Springbrunnen in der Mitte des Wintergartens.

Erhardt war aufgestanden und begann langsam hin- und herzugehen. „Ich muß fort — nach dem Süden — leben! atmen! schauen! Student bin ich in der ewigen Stadt gewesen. Wie hat seither meine Sehnsucht, sie wieder betreten zu dürfen, geschwiegern. Wie grau und eintönig erscheint einem alles hier, wie kahl, wenn sich die Märchenwelt Italien einem offenbart hat! — Sie wissen ja — auch ich wäre wohl ein Künstler geworden — wenn das Schicksal nicht einen reichen Mann aus mir gemacht hätte."

Plötzlich blieb er vor ihr stehen. „Kommen Sie mit mir, Rola!"

Sie schrak zusammen und wurde blaß. „Was soll das, Erhardt?"

„Kommen Sie mit mir!" wiederholte er eindringlich. „Machen Sie sich frei!"

„Das ist ja Wahnsinn!"

Er beugte sich zu ihr herab. „Ich liebe Sie", flüsterte er leidenschaftlich. „Seien Sie die Meine und ich will Ihnen alles zu Füßen legen, wonach Ihre Seele dürftet! Ich will Ihnen Ihre Kunst wiedergeben — will Ihr Auge öffnen für Schönheiten, die Sie noch nicht ahnen. An meiner Seite sollen Sie ein Leben führen, das Ihrer wert ist —"

„Ich schäme mich", unterbrach ihn die junge Frau hastig, „dies Gespräch mit Ihnen zu führen. Welche Antwort können Sie denn von mir erwarten? —" Sie stand auf wie um zu gehen, aber unschlüssig wandte sie sich nach ein paar Schritten wieder um. „Und doch muß ich nun — ich selbst eine Frage an Sie richten." Sie stockte und tiefe Glut bedeckte ihre Wangen, als sie fortfuhr: „Warum haben Sie nicht so zu mir gesprochen, als — bevor ich Robert Waldmüller kennen lernte?"

„Weil mir damals nicht der Gedanke kam, daß Sie so jung Ihr Herz verschicken würden — an einen Anderen" gab er bewegt zurück. „Ich, der ich auf Ihre Liebe fast ein Unrecht zu haben glaubte aus unsern Kindertagen! Bedenken, Sie, ich war vierundzwanzig — kaum reif zur Ehe!" Er sah ihr fest in die Augen. „Und wenn ich um Sie geworben hätte, Rola — hätten Sie ja gesagt?"

Ihr Blick hing wie gebannt an ihm. „Ich glaube!" kam es leise von ihren Lippen.

„Aber heute steht es anders — denn Sie sind bereits verkauft, nicht wahr? Und sie nennen sich eine Vorkämpferin moderner Anschaunungen! — Wenn wenigstens der Kaufpreis kein so erbärmlicher gewesen wäre! Eine Rola von Esselbrück hätte einen höhern fordern müssen." Er bückte sich zu ihr herab, so daß sein Mund beinahe ihr Ohr berührte. „Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich mich so abweisen lasse. Es wird ein Kampf sein — aber ich werde Sieger bleiben!"

„Ich liebe meinen Mann — so hören Sie denn nicht? ich liebe Robert!" war alles, was sie mit halberstickter Stimme hervorstammeln konnte.

„Sie haben ihn geliebt!" sagte er kühl.

Gegen Morgen schlummerte sie ein. Und da befand sie sich plötzlich in Rom, in der sizitischen Kapelle. Die Meisterwerke, nach denen ihr höchstes Sehnen gegangen war, standen vor ihr, sie durfte sie betrachten, sich in ihren Anblick ganz versenken. Wie groß, wie erhaben war das, was ihre Augen schauten, wie unendlich schön! Und eine Stimme neben ihr flüsterte: „Nun sollst du erst das Herrlichste sehn, was Michelangelo geschaffen hat — das Grabmal Julius II."

Ein leises Geräusch weckte sie. Ihr Gatte hatte das Zimmer verlassen und die Türe behutsam hinter sich zugedrückt. Wie gut von ihm, sie nicht stören zu wollen! Und das Frühstück? Einmal würde er seinen Tee wohl selbst zurechtmachen können!

Sie war müde, körperlich und seelisch abgespannt. Schade um den schönen Traum, daß er so jäh unterbrochen worden!

Einige Stunden später saß Rola vor einem kleinen Tischchen, hatte ein Zeichenbrett vor sich und einen Pinsel in der Hand und war im Begriff, die Kinderfigürchen, die sie eben entworfen hatte, mit Wasserfarben anzutuschen. Die drei einfachen Stuben waren in peinlicher Ordnung, auf dem Küchenherd brodelte und briet das Mittagessen. Und nun konnte man ein wenig für sich arbeiten. Das waren Postkartenentwürfe, mit denen sie regelmäßig etwas Geld verdiente, und von dem Verdienst schaffte sie sich dann Leinwand und Ölfarben und malte — Stillleben. Denn lebendige Modelle waren zu teuer. Sie hatte sich bloß einmal diese Ausgabe leisten können als sie für die Illustrationen eines Märchens zwanzig Mark erhielt — und da hatte sie eine lebensgroße Magdalena gemalt die ihr ehemaliger Meister sehr lobte. In der Ausstellung wurde das Bild jedoch zurückgewiesen. „Begabt aber

mangelhaftes Können" sagten die Herren der Jury. Und das war richtig. „Mein Gott wenn man nur Muße hätte!“

Sie tuschte die niedlichen Babies an, rosa, grün, gelb — aber heute wollte die Arbeit nicht recht gehen. Sie mußte immer an das Gespräch im Wintergarten denken, das ihr Angst eingeflößt hatte — Angst vor sich selbst. War es wahr, daß sie sich weggeworfen hatte? Wahr, daß sie ihren Mann nicht mehr liebte? Weil er arm war? Sie hatte ihm alles geopfert, ja — aber er nicht auch ihr? Sorglos war er gewesen, solange er unverheiratet war — heute kämpfte er mit Sorgen. Und die Freuden der Ehe — Sie waren kinderlos. Diesen Luxus kann man sich nicht gestatten, wenn man als kleiner Staatsbeamter von seiner Gage leben muß. Armer Robert! In seiner freien Zeit schrieb er Artikel für eine Zeitung, die ihn sehr schlecht bezahlte. War er glücklich, war er zufrieden? So wenig, wie sie. Erhardt hatte recht — das war kein Leben, das war ein kümmerliches Sichfortschleppen, ein Ringen ohne höheres Ziel. In ihrem Innern war alles verdorrt — auch die Liebe zu ihrem Gatten, das fühlte sie heute unabweglich klar. Sie hatte geglaubt, diese Liebe werde siehaft das Schwerste überwinden — jetzt wußte sie, daß sie erlegen war. Trostlose Erkenntnis!

Der Tisch war noch nicht gedeckt, als ihr Gatte nach Hause kam. Aber, was schlimmer war, das Essen war ganz und gar verdorben. Rola hatte einfach daran vergessen. Robert aß ein paar Bissen und schob dann ruhig den Teller weg.

Rola wurde sehr rot. „Ist es denn gar so schlecht?“ fragt sie etwas gereizt.

„Ich sage ja nichts“, meinte er. „Es schmeckt mir eben nicht — und ich habe auch keinen Hunger“, fügte er beschwichtigend hinzu.

Sie brach in Tränen aus. „Du bist immer gut — aber ich kann auch nichts dafür — es will manchmal nicht gehn!“

„Ich weiß, mein Liebling“, sagte er sanft, ihre Wange streichelnd. „Du bist auch zu dieser Arbeit nicht geschaffen, und die kleine Hand, die den Pinsel führen sollte —“

„O schweig!“ unterbrach sie ihn erschrocken, den Zeigefinger auf seine Lippen legend. „Schweig, ich bitte dich!“

Der Schnellzug raste durch die Nacht. In einem Schlafwagencoupee, auf ihrem Lager zusammengekauert, sitzt eine junge Frau und starrt ins Halbdunkel. Über ihrem Haupt hört sie die ruhigen, regelmäßigen Atemzüge eines Mannes.

War sie es wirklich, Rola Waldmüller, die mit einem Fremden floh? ihren Gatten verriet, der sie liebte? — Wie hatte sie es nur über sich gebracht, ihn zu verlassen? Und der Brief, den sie ihm hingelegt, den er finden und lesen mußte, der Brief, in welchem sie sich nicht einmal zu verteidigen suchte — in welchem nichts stand, als daß sie dies Leben nicht länger ertragen konnte! Mußte Robert nicht verzweifeln, wenn er ihn las?

Aber es trieb sie fort, es trieb sie hinaus in die Welt. Nur nicht verkommen in dieser kleinlichen Enge! frei sein, und gilt es auch den höchsten Preis!

In den zwei Monaten, die seit jener Ballnacht vergangen waren, hatte Hans Erhardt sie häufig besucht. Er hatte viel von seiner Reise gesprochen — von ihrer gemeinsamen Reise. Denn daß Rola ihn begleiten würde, hatte er nicht einen Augenblick in Zweifel gezogen, trotzdem sie diese Zumutung stets entschieden zurückwies. Er hatte dann bloß gelächelt und gesagt: „Sie werden mit mir

kommen — ich weiß es.“ Und als er sie vorgestern verließ, da sagte er zum Abschied:

„Morgen um 5 Uhr hole ich Sie — halten Sie sich bereit.“

Und sie war wirklich mitgegangen.

Und sie war in Rom. Mit heißer, fiebender Erwartung hatte sie die Wunder zu schauen ersehnt, die die heilige Stadt ihr enthüllen sollte. Unermüdlich wanderte sie an der Seite ihres Begleiters durch die Galerien, durch die Gemächer des Vatikans, stundenlang erging sie sich mit ihm in den Trümmern und Überresten der antiken Welt. Über all das Schöne, Herrliche — sie konnte es nicht genießen. Aus jedem Bild, aus jeder Statue blickte ihr Roberts Antlitz entgegen und in seinen Augen las sie Verwerfung. Und je mehr dieser Wahn sie verfolgte, desto hastiger suchte sie sich zu zerstreuen, desto mehr lechzte sie nach Neuem, noch nicht Gesehenem.

Aber was waren die Tage im Vergleich zu den trostlosen, jammervollen Nächten, in denen der Schlaf sie floh! Welches Grauen, welcher Abscheu vor sich selbst! Sie hatte ihren Gatten verlassen, unbekümmert, was er dadurch leiden möchte. Schlimmer, als das: sie war die Geliebte eines andern Mannes, sie teilte sein Bett, duldeten seine Liebkosungen — ohne Liebe! Gab es ein Wort, diese Schande zu bezeichnen?

Und kein Ausweg! kein Entrinnen!

Die Sehnsucht nach Robert war längst in ihr erwacht. Ihr Herz hing noch an ihm — hatte erst die Trennung es ihr beweisen müssen? „Zurück!“ rief's manchmal in ihr, „zurück zu ihm!“ Er würde sie wieder in seine Arme nehmen und das Entsetzliche verzeihen, wie er ihr manches kleine Unrecht verziehen hatte. Denn er liebte sie noch, daran zweifelte sie keinen Augenblick. Aber an sich selbst zweifelte sie. Würde sie die Kraft haben, das Leben, dem sie eben entronnen war, von neuem zu ertragen? Würde eine lausige Dämmerstunde, eine glühende Umarmung sie vergessen machen, daß sie unfrei war, an kleinliche Sorgen gebunden? — Sie konnte nicht zurück — und ihr jetziges Dasein war Hölle!

Wochen vergingen, Monate. Der Mai fand sie in Florenz. Da blühte und glühte es in tausendfältiger Pracht, die Blumenstadt hatte ihr Festgewand angelegt und prangte in feenhaftem Zauber. Aber wie auch der Farbenglanz ihr Künstlerauge lockte, der Blütenduft ihre Sinne berauschte — der Segen blieb aus. Sie hatte immer gemeint, wenn es ihr vergönnt wäre, so aus dem Vollen der Natur zu schöpfen, dann müsse es gelingen. Die Skizzen, die sie entwarf, waren matt und eintönig, und Erhardts bestes Lob konnte sie nicht überzeugen, daß sie taugten.

Es war zu Ende des Monats, schwüle, brütende Nachmittagshitze. Hans Erhardt saß im Spielzimmer des Hotels in seine Schachpartie vertieft. Rola trat zu ihm.

„Die Herren verzeihen einen Augenblick!“ sagte sie, ihre Hand auf seine Schulter legend. „Ich gehe ein wenig fort — ich muß etwas besorgen.“

Er sah sie verwundert an. „Jetzt? bei diesem schrecklichen Sonnenbrand?“

„Du weißt, daß mich das nicht stört“, erwiderte sie. „Ich bin bald wieder hier.“

„Wie du willst.“ Er führte ihre Hand zerstreut an die Lippen. Mit leisem Druck umklammerten ihn ihre Finger sekundenlang — sie ging.

Sie kehrte niemals wieder und keine Spur ward von ihr gefunden. Aber von einem Dampfer, der wenige Tage später Genua verließ, wurde bei der Ankunft in Alexandrien eine Dame vermisst, die man zum letztenmale nachts vorher auf dem Verdeck gesehen hatte.

